

DAS MAGAZIN

WEISS, HELL & BÜNDIG



Zur Ästhetik neuer Schweizer Wohnungen









Lieber Andreas

Befreundete Architekten haben den Wettbewerb für die Ausstellung im Schweizer Pavillon an der diesjährigen Architekturbiennale gewonnen. Ihr Projekt heisst «Svizzera 240», es beschäftigt sich mit dem Schweizer Wohnungsbau der letzten Jahre – respektive mit der Art und Weise, wie diese neuen Wohnungen fotografiert wurden. Sie baten mich, mir ein paar Gedanken dazu zu machen.

Ich muss gestehen, diese Bilder faszinieren und erschrecken mich. Sie zeigen Wohnungen, die in den letzten Jahren von Schweizer Architekturbüros gebaut wurden. Ich sehe überwiegend weisse, von tiefenlosen Oberflächen bestimmte Räume, die in ihrer Makellosigkeit an Kunstgalerien erinnern. Es gibt riesige Küchen mit potenten Herdanlagen, raumhohe Fenster und überdachte, aquarienartige Balkone, die gewissermassen das Wohnzimmer in den Aussenraum verlängern. Ich schaue in diese Wohnungen, und es kommt das Gefühl auf, als herrsche in ihnen

ewige Gegenwart; es gibt keine Anknüpfungspunkte an die Geschichte, nur erstarrte Zeit. Zwar ist mir klar, dass das Bild einer Sache, also die Repräsentation, und die Sache selbst nicht dasselbe sind. Dennoch erlaube ich mir Rückschlüsse von den Bildern auf die reale Situation: Die heutige Wohnung – denke ich mir, diese Fotografien betrachtend – soll offenbar ein ästhetisch beruhigender Ort sein, ein Refugium vor den Zumutungen des Alltags, der permanenten Überforderung durch Überarbeitung, der drohenden Depression. Sie spiegelt unser Bedürfnis nach Abschottung, erweckt aber gleichzeitig die Illusion, dass innerhalb dieser puristischen Kulissen jederzeit ein Neustart des eigenen Lebens möglich wäre.

Einige meiner Bekannten wohnen in solchen, rein architektonisch, extrem konventionellen Räumen. Wie du selbst weisst, bestehen viele neue Siedlungen in der Schweiz aus solchen Wohnungen. Das Architekturbüro Hauenstein La Roche Schedler – du bist einer der Partner – spezialisierte sich auf Wohnungsbau. Ihr habt insgesamt etwa 750 Wohnungen gebaut, von denen wohl einige aussehen wie die hier gezeigten. Meine Schwägerin und ihre Familie wohnen in einer von euch entworfenen Wohnung; soweit ich weiss, gefällt es ihnen. In mir jedoch erwecken

BRIEF AN EINEN

Lieber Finn

Danke für deinen Brief.

Auch auf mich übt diese Bilderflut einen höchst zwiespältigen Eindruck aus, und in vielem muss ich dir recht geben. Ich schwanke zwischen trotziger Verteidigung meines Berufsstandes und Kapitulation. Staunend blättere ich hin und her, und schnell beginnt diese scheinbar harmlos angelegte Ansammlung ihre Wirkung zu entfalten. Woher rührt diese Wirkung? Warum diese endlose Wiederholung des immer Gleichen? Antworten müssen her!

Die meisten auf diesen Bildern gezeigten Innenräume gehören wohl zu grösseren Überbauungen, eventuell Siedlungen. Und in dieser Art von Wohnungsbau herrschen eigene ökonomische Bedingungen. Für Experimente wird die Luft dünn. Als Folge dominieren die Repetition, das Funktionale und das Schematische – nicht die Individualität. Dies auch aus Angst der Auftraggeber, am Markt vorbeizuplanen. Bauherren können nicht dreihundert Wohnungen

mit runden Ecken und mit Wänden in psychedelischen Farben erstellen lassen, um dann festzustellen, dass niemand so wohnen will. Hinzu kommt das Primat der Normen. Einer unsichtbaren Macht gleich. Fast jedes Bauteil, das du auf diesen Bildern siehst, ist heute durch mindestens eine Norm belegt – Tendenz stark zunehmend. Aber nicht Markt und Normen allein formen Wohnungen, natürlich sind wir Architekten nicht unschuldig. Wir haben unsere Vorlieben, Vorbilder und Vorstellungen, was eine gute Wohnung ausmacht. Zwar ist der entwerferische Spielraum in diesen Bauaufgaben eng, schliesslich gilt es, Wohnraum für möglichst viele Menschen zu schaffen.

Stell dir die Arbeit an diesen Grundrissen so vor: Wir arbeiten mit den immer gleichen Räumen (für die immer gleichen menschlichen Bedürfnisse) – Küche, Bad, Zimmer, Balkon usw. –, als wären es Schachfiguren auf einem verkleinerten Brett, das weniger Felder aufweist. Die Spielmöglichkeiten sind noch immer erstaunlich gross, und es ist uns Architekten überlassen, die speziellen Kombinationen und überraschende Varianten in diesem Spiel zu finden. So gesehen, entsprechen die hier gezeigten Innenräume ziemlich exakt dem grössten gemeinsamen Nenner aller am Entwurf beteiligten Interessen.

diese Wohnungen die Vorstellung, dass darin nur ein standardisiertes, auf perfektes Funktionieren als Konsument heruntergeregeltes Leben möglich ist. Ich will damit nicht sagen, dass die Altbauwohnung mit den hohen Decken und dem Parkettboden im Haus aus dem 19. Jahrhundert ein Dispositiv der Freiheit ist. Das wäre dumm. Was ich jedoch meine, ist, dass diese neuen Wohnungen, gerade weil ihre formale Qualität so hoch ist, eine Wertigkeit ausstrahlen, die fast lähmt. Verstehst du, was ich sagen will?

Da ist alles solide, alles sehr hochstehend gebaut: polierte Gipswände, glänzendes Chrom, tadellose Schreinerarbeit bei den Einbauschränken, hohe Fenster, nirgendwo stört eine schiefe Fuge, eine hervorstehende Kante. In diesen Räumen, stelle ich mir vor, bewegt man sich, als befände man sich in einem digital bearbeiteten Bild. Es ist die Inszenierung maximaler Perfektion, auch wenn damit eine gewisse Langeweile einhergeht. Unweigerlich interpretiere ich diese Wohnungen auch als eine Art räumliche Erfahrung unseres nationalen Charakters.

Oder wie siehst du das?

Eine Mehrheit der Schweizer lebt nicht in einem jederzeit veränderbaren Haus, sondern in einer gemieteten Wohnung. In einer Wohnung ist praktisch

alles festgelegt. «Hier ist unser Schlafzimmer, schau mal, wie cool!, die offene Küche, zum Chillen haben wir ein grosses Wohnzimmer; grillieren können wir auf der Terrasse; und habt ihr schon die Rainfall-Shower in unserem Bad gesehen?» So tönt es, wenn einen Freunde zu einer House Tour in ihrer neuen Wohnung einladen – so sieht offenbar das Gehege des modernen Menschen aus. Aber müssten Architekten sich denn nicht stärker mit der Frage auseinandersetzen, welche Möglichkeiten der Raumorganisation es sonst noch geben könnte? Wohnungen, in denen ein anderes Leben möglich ist, weil nicht alles so festgeschrieben ist? Eine Wohnung, in der zum Beispiel Singles in Strukturen wie Grossfamilien leben könnten, wo mehr Fläche gemeinschaftlich genutzt werden kann.

Ich frage mich zum Beispiel immer, was ich im Wohnzimmer tun soll. Die Familie hockt eigentlich immer in der Küche, nach dem Nachtessen verschwinden die Kinder in ihre Zimmer, meine Frau und ich bleiben in der Küche sitzen, oder wir verziehen uns zum Lesen oder Netflixschauen ins Schlafzimmer. Nur das Wohnzimmer – es bleibt praktisch immer unbenutzt. Wozu also baut ihr noch klassische Wohnzimmer? —>

ARCHITEKTEN

Deine Irritation hat bestimmt auch damit zu tun, dass eine an sich vertraute Sache – die Wohnung –, die du gewöhnlich belebt siehst, so konsequent menschen- und möbelleer daherkommt. Eine unter Architekten äusserst beliebte Darstellung. Du schreibst, diese Bilder stammen aus Publikationen und von Homepages der Architekten, werden von ihnen also bewusst verwendet. Aber warum in dieser Ästhetik? Ist es die Angst der Architekten, es könnte von Wesentlichem abgelenkt werden, vom reinen, klaren Entwurfsge danken? Dabei gäbe es durchaus Alternativen: Bilder von bewohnten Räumen, entstanden ein Jahr nach Bezug, die ganz anderes erzählen würden.

Es ist vielleicht hilfreich, darauf hinzuweisen, dass diese Bilder in einem besonderen Moment entstehen. Sie zeigen die Wohnungen in einem Zustand, den es so nur für ganz kurze Zeit gibt: Der Bau ist fertig, die Baureinigung abgeschlossen, auf Glanzoberflächen dürfen keine Fingerabdrücke, auf den Böden keine Spuren mehr hinterlassen werden. Alles wartet auf die ersten Bewohner. Die Architekten nehmen Abschied. Sie streifen durch ihren Entwurf, begutachten und prüfen ihn. Die Fotos dienen ihnen als Vergewisserung und Beweise des eigenen Könnens, als Lohn für die jahrelange Arbeit. Natürlich hält man

auf den Fotos nur fest, was man für gelungen hält: interessante Raumfolgen, überraschende Perspektiven und sorgfältige Details. Architekten sind verständlicherweise stolz auf diesen Moment, da ihr Werk noch einmal maximal glänzt, bevor es ein Mieter mit seinen persönlichen Sachen besetzt.

Vielleicht zeigen diese leeren Wohnungen aber auch eine Haltung der Architekten gegenüber den künftigen Bewohnern: Man will ihnen nicht zu viel vorschreiben. Gerade weil diese Wohnungen so generisch sind, von Grundriss und Ausbau nichts Eigenwilliges haben, lassen sie sich gut mit Einrichtungsgegenständen individualisieren. Die Räume in einem solchen Gebäude sind klar konfiguriert, um es technisch zu sagen, aber in der individuellen Aneignung bleiben sie offen interpretierbar. Als Architekten bewegen wir uns stets in diesem Spannungsfeld: Sollen wir Räume offen lassen oder sie festlegen? Anekdoten legendärer Architekten erzählen von diesem Verhältnis, in denen sie den Bewohnern vorschrieben, welche Pantoffeln sie zu tragen haben, um die vollkommene Harmonie zwischen Haus und (von den Architekten mitentworfenen) Möbeln nicht zu stören. —>

Mir scheint, es gibt im Wohnungsbau keine Utopien mehr, wie das in den 60er-Jahren der Fall war. Architekturen also, die es Menschen erlaubten, unkonventionelle Lebensmodelle zu testen. Ausser im genossenschaftlichen Wohnungsbau. Dort wird viel ausprobiert. Es gibt Siedlungen, in denen teilendes Wohnen möglich ist, wie die Kalkbreite in Zürich. Es gibt da offenbar Mehrzweckräume, eine Bibliothek, geteilte Dachgärten, eine Cafeteria im Hof etc. Es ist bestimmt schön, dort zu wohnen – wenn man diesen Lebensstil sucht. Aber will eine Mehrheit so wohnen? Ich habe den Eindruck, diese Wohnformen sind besonders für eine sozial privilegierte Elite attraktiv.

Aber vielleicht sage ich das auch nur, weil ich weiss, dass ich nicht für die Gemeinschaft geboren bin; ich weiss ja nicht mal, wo ich mich einreihen soll, sobald drei Leute zusammenstehen.

Es heisst, das Leben in der Stadt sei anonym, man kenne seinen Nachbarn nicht mehr. Die meisten Balkone der abgebildeten Wohnungen sind tatsächlich so gebaut, dass man die Nachbarn nicht sehen kann. Der Schweizer will halt nichts mit seinen Nachbarn zu tun haben, mag eine Erklärung sein. Und wenn schon – was ist daran schlecht? Mir scheint, das Stadtleben, der Stadtraum ist sozial genug. Die meisten haben ohnehin den ganzen Tag mit anderen Leuten zu tun, oder sie glauben zumindest, es wäre so, wenn sie mithilfe von raffinierter Technik vermeintlich Gemeinschaft bilden.

Es kann sein, dass ich zu viel in die Bilder dieser Wohnungen hineininterpretiere. Am Ende geht es doch vor allem darum, halbwegs preiswerten Wohnraum in möglichst hoher Qualität für möglichst viele Menschen bereitzustellen. Dennoch glaube ich, dass manche gesellschaftlichen Phänomene sich eben auch räumlich niederschlagen – das ist ja auch der Grund, weshalb Architektur interessant ist.

Ich sass übrigens vor ein paar Tagen bei einem Nachtessen neben dem Architekten Mike Guyer und sprach auch ihn auf diese Neubauwohnungen an. Guyer meinte, es gebe schon Alternativen: Bauherren könnten Wohnungen sozusagen im Rohbau anbieten, wie das in Holland der Fall sei. Wie dann zum Beispiel Küche und Bad aussehen sollen, wo Herd, Badewanne, Wandschränke und nur trennende Wände hinkommen, das könne man dann den künftigen Bewohnern überlassen. Was hältst du davon?

Viele Grüsse, Finn

FINN CANONICA ist «Magazin»-Chefredaktor;
finn.canonica@dasmagazin.ch

Man wirft uns Architekten häufig vor, wir wollen uns selber verwirklichen; hier hast du nun das Gegenteil davon.

Du suggerierst, Mieter würden in sterilen Wohnungen mit standardisierten Möbeln ein schematisches Leben führen. Du traust den Bewohnern zu wenig zu! Manchmal habe ich die Gelegenheit, von uns gebaute Wohnungen nach der Vermietung zu besuchen – du würdest staunen, wie verschieden, in den gleichen Wohnungstypen, gewohnt wird – oft absolut entgegen den Vorstellungen, die wir uns gemacht hatten, wie man in unseren Räumen leben sollte. Viele Bewohner schaffen sich ihren ganz eigenen Lebensraum, der mit den gezeigten Aufnahmen nichts mehr gemein hat.

Ich blättere nochmals durch diese Sammlung, und mir fällt ein kleines, aber wichtiges Detail auf: das Bündige. Hier verstanden als etwas, das in einer Ebene zu etwas anderem liegt; der Zimmerboden läuft bündig auf den Balkonboden hinaus, der Türrahmen ist bündig in die Wand gesenkt, die Küchenabdeckung bündig zu den Schubladen und die Balkonbrüstung wahrscheinlich bündig mit der Fassade. Die Bündigkeit als ein zeittypisches Phänomen. Die Norm verlangt nach Bündigkeit, ebenso der Bauherr – und oft sucht sie auch der Architekt. Was bündig ist, verschwindet in der Flucht, springt nicht vor, wirft keine Schatten und stört den Blick nicht. Mit ein Grund, weshalb diese Bildergalerie derart stromli-

nienförmig daherkommt. Dem Bündigen kann das Sperrige entgegengehalten werden. Das Sperrige stellt sich in den Weg, eckt an, fordert auf. Wir kämpfen oft für das Sperrige und können es in seltenen Fällen auch bauen. Aber es ist schon so, wir leben in einer Zeit, in der vieles, nicht nur Gebautes, gnadenlos begradigt wird. Auch dies ein Grund für die von dir festgestellte Gleichförmigkeit in diesen Bildern.

Sprechen wir noch über zwei von dir speziell erwähnte Räume: Wohnzimmer und Balkon. Das Wohnzimmer, schreibst du, sei dein Problem. Ich vermute, ihr lebt in einer Altbauwohnung ohne Fernseher. Altbauwohnung deshalb, weil ihr euch in der Küche versammeln könnt, ohne durch einen offenen Raum mit dem Wohnzimmer verbunden zu sein. Und hättet ihr einen Fernseher, würdet ihr das Wohnzimmer benutzen. Denn für die meisten ist es nach wie vor der Ort, wo dieses Gerät steht. Nur dort können sie die monströsen Bildschirme platzieren, mitsamt den Sofa-Landschaften davor. Was deine Bezeichnung des Balkons als Aquarium betrifft, hast du einen Punkt getroffen: Architekten sprechen von «eingezogenen Balkonen». Tatsächlich ist dieser Typus sehr verbreitet und kann durchaus als Symptom gesehen werden. Jede Form nachbarschaftlicher Reibung soll vermieden werden. Kommunikation über die Balkone ist nicht erwünscht. Der eingezogene Balkon rahmt den Blick hinaus in die Welt wie ein Bild (kein Wunder, lieben viele Architekten diese Rahmen). Der Bewoh-

DIE WOHNUNG WOHNEN MIT

Die Architekten Alessandro Bosshard, Li Tavor, Matthew van der Ploeg und Ani Vihervaara über ihr Projekt «Svizzera 240: House Tour» im Schweizer Pavillon an der Biennale in Venedig.

FRAGEN VON
FINN CANONICA

Wie ist die Idee zu diesem Projekt entstanden?

Die Idee kam uns bei Larry Davids «Curb Your Enthusiasm». In einer Episode der HBO-Comedyserie wird die House Tour als total überflüssiges Gesellschaftsritual parodiert. Der Running Gag entsteht aus einem Gegensatz: Einerseits ist das Wohninterieur erweiterte eigene Identität, andererseits werden dieselben Innenräume als banale, immer gleiche architektonische Hüllen betrachtet. Wieso sich diese Innenräume also ansehen? Was gibt es dort zu sehen? David enttarnt so einen tief verwurzelten Antagonismus in der Beziehung unserer Gesellschaft zu den eigenen vier Wänden.

Ist die Raumhöhe von 240 Zentimetern irgendwo festgelegt?

Theoretisch ist jeder Raum im Schweizer Pavillon 240 Zentimeter hoch. Doch in der Praxis ist jeder Raum in einem andern architektonischen Massstab konstruiert (von 2:1 bis 1:5); die Deckenhöhe variiert also zwischen 480 und 48 Zentimetern. Die variierenden Höhen sind ein ironischer Kommentar zur Willkür dieser Standarddimension. Die Schweiz kann sich nicht auf eine minimale Raumhöhe im Wohnungsbau einigen. 240 Zentimeter sind die minimale Raumhöhe im Kanton Zürich, aber jeder Kanton legt eine eigene Mindesthöhe fest – zwischen 220 und 270 Zentimetern. Die

ner als *Betrachter*. Ein auskragender Balkon dagegen bietet anderes, macht den Bewohner zum *Teilnehmer* am Umfeld. Auch hier wieder: das Bündige versus das Auskragende und Schattenwerfende.

Schliesslich beklagst du den Mangel an Utopien im Wohnungsbau, erwähnst die Baugenossenschaften. Die Frage nach dem utopischen Potenzial der Architektur ist eine viel diskutierte. Man kann sich auf den Standpunkt stellen, dass Architekten mit ihren Bauten sozusagen ein Apriori schaffen sollten; also bauen, wovon sie überzeugt sind, dass es irgendwann akzeptiert sein wird, weil es gut ist. Ein nüchterner Architekt würde eher sagen, es sei eben nicht die Aufgabe der Architektur zu bestimmen, wie die Menschen zu wohnen haben. Diese Frage müsse jede Gesellschaft erst für sich selbst beantworten, die Architektur liefere dann das Gewünschte.

An dieser Stelle möchte ich die Bilder der Innenräume kurz verlassen und den Blick nach aussen lenken, hin zum Städtebau. Die Frage stellt sich, ob Utopien nur in den Wohnungen stattfinden müssen, zumal in Mietwohnungen, die ja für eine beschränkte Zeit für uns Stadtnomaden gemacht sind. Wie gesagt handelt es sich bei diesen Bildern mehrheitlich um Wohnungen aus grossen Überbauungen. Dort wiederum besteht oft die Möglichkeit, ja eigentlich die Pflicht, ganze Stadtteile neu zu gestalten. Zürich beispielsweise (aber auch andere Schweizer Städte) wandelt sich schnell und radikal in den ehemaligen

Industriequartieren, aber auch in den Genossenschaftsquartieren der Nachkriegszeit. Ich denke, dort wären Utopien gefragt, und da erfüllt unsere Stadt manchmal sogar eine gewisse Vorbildfunktion. Letztlich bin ich der tiefen Überzeugung, dass dem Umfeld der Wohnung eine viel grössere Bedeutung zukommt als der Wohnung selber. Als Beispiel könnte man hier die Genossenschaft Kalkbreite in Zürich anführen, die tatsächlich Ideen testet, die auch von konservativeren Akteuren diskutiert und eines Tages vielleicht sogar aufgenommen werden. Du meldest zwar dein Unbehagen an gegenüber einem allzu kommunitaristischen Lebensstil in dieser Überbauung. Nun, das sei dir überlassen. Doch eine wichtige Unterscheidung muss gemacht werden: Das eine ist die Idee der Wohnform; das andere sind die Kriterien, nach denen die Bewohner ausgesucht werden. Wichtig ist doch, dass überhaupt mit Wohn- und Lebensformen experimentiert wird. Nur so wird sich auch das Angebot an Wohnungen öffnen und verbreitern.

Ich wette, du wohnst in einer Altbauwohnung.

Herzlich, Andreas

ANDREAS LA ROCHE ist Dipl. Arch. ETH und Partner bei Hauenstein La Roche Schedler Architekten Zürich. Ein Buch mit Arbeiten des Büros erschien im Quart Verlag als Nr. 69 in der Reihe De aedibus – Zeitgenössische Architekten.

Zahl 240 scheint also zunächst eine Standardisierung anzuzeigen. Doch wir verwenden sie auch im übertragenen Sinn. Denn die auf diesen Bildern ersichtlichen +- 240 cm, welche Boden und Decke von Wohnungen auf der ganzen Welt trennen, eröffnen eine vertikale Projektionsfläche, die wir dem architektonischen Instrument des Grundrisses gleichstellen. Anders als der Grundriss legt sie den Fokus neu auf die uns alle umgebende Oberfläche des Wohninterieurs. Wichtiger als die Auseinandersetzung mit der Standardisierung ist uns, dass diese Perspektive grundlegende architektonische Prinzipien im Wohnungsbau sichtbar macht und theoretische Grundsätze dieser Disziplin neu zu formulieren vermag.

Was wollen diese Fotografien von Wohnungen erreichen?

Anders als bei vielen anderen Formen der architektonischen Repräsentation, wie zum Beispiel dem Grundriss oder dem möblierten Innenraumbild, wird aus den Fotografien leerer Wohnungen nicht eindeutig klar, an wen sie sich richten oder was sie kommunizieren. Diese seltsamen und in sich gekehrten Bilder der unmöblierten Wohnung werfen mehr Fragen auf, als sie beantworten. Sie regen zum Nachdenken an: Was suggerieren sie über die Beziehung zwischen der architektonischen Hülle und ihrem Subjekt? Definieren wir die Wände, oder definieren die Wände uns? Das Bild des unmöblierten Interieurs erlaubt uns nicht nur, solche Fragen zu reflektieren, sondern ermöglicht auch einen Perspektivenwechsel und eine Veränderung in der Art, wie Architektur gedacht, imaginiert und produziert wird.

In Venedig baut ihr das Modell einer solchen Wohnung nach der Vorlage eines Bildes – weshalb?

Wir wollen die Aufmerksamkeit auf ein etwas eigenartiges Genre der architektonischen Repräsentation lenken. Das Ritual der House Tour soll einen Dialog eröffnen. Wir möchten die Diskussion um den Wohnungsbau vom Grundriss auf das Wohninterieur und auf dessen Leistungsfähigkeit lenken. Deshalb bauten wir keine «echten» 1:1-Wohnungen in den Pavillon; stattdessen soll das Rohmaterial der Woh-

nung als (fiktive) Repräsentation dargestellt werden – als eine Architektur, die noch nicht ganz fixiert und vorbestimmt ist und deswegen virtuelle Qualitäten aufweist und offen für Verhandlungen ist. Deshalb ist unsere Installation mehr aus Bildern von Wohnräumen und nicht aus der Idee realer Wohnungen konstruiert. Fotografien von Wohnungen behaupten, die Realität in sehr hoher Auflösung darzustellen, aber eigentlich wissen wir alle, dass ein Foto auch zu Missverständnissen führen kann.

Welche Art von Erkenntnisgewinn dürfen die Besucher des Schweizer Pavillons erwarten?

In der Installation zeigen wir eine vertraute und allgegenwärtige Architektur als fremdes Territorium. Die House Tour verwandelt die Besuchenden in Haustouristinnen. Sie stattet sie mit einer gesteigerten architektonischen Sensibilität aus, mit der sie die Eigenheiten ihres eigenen Zuhauses aus der Perspektive eines Aussenseiters betrachten können. Wir repräsentieren die architektonische Hülle des gegenwärtigen Wohninterieurs nicht als gegebene Tatsache, sondern als Fiktion. Dabei soll eine der gewöhnlichsten architektonischen Umgebungen aus ihrer Neutralität und Unauffälligkeit, von ihrem Dasein als Hintergrund, befreit werden. In der Ausstellung geht es nicht darum, einen neuen Prototyp für das zeitgenössische Interieur zu entwickeln. Vielmehr möchten wir das Interieur durch die Ausstellung besser verstehen lernen und unsere Beziehung dazu neu justieren. Die Installation wirkt auf vielen Ebenen – ironisch, aber natürlich auch sehr ernst gemeint. Von allen Architekturen ist das Wohninterieur am stärksten mit unserer persönlichen, aber auch kollektiven Identität verbunden. Wir sehen das Innere der Wohnung nicht bloss als Infrastruktur oder räumliche Dienstleistung, die als «stilistische» Ergänzung unseres Lebens dient. Vielmehr könnten wir sie als eine Mitbewohnerin bezeichnen. Die House Tour als Form der architektonischen Repräsentation soll die Eigenschaften der architektonischen Hülle wieder sichtbar machen.

Wieso gibt es keinen grossen Diskurs über die Erscheinung der konventionellen Wohnung? Warum dreht

sich doch immer alles um Volumen und Fassaden?

Genau diese Frage stellen wir uns auch! Sie kann wohl verschieden beantwortet werden. Unser Blick auf den Wohnungsbau ist nicht nur aus der Perspektive der Architektin bestimmt; wir möchten die Realitäten im Wohnungsbau auch aus Sicht der Bewohner zeigen. Diese sind, im Vergleich zur Architektin, nicht ständig mit Grundriss und Fassade konfrontiert. Es ist die Realität des ins Dreidimensionale übersetzten Grundrisses, mit der sie sich auseinandersetzen müssen: weisse Wände, Parkett- oder Fliesenböden und standardisiert hergestellte Armaturen, Beschläge und Komponenten. Die Frage, die sich uns immer wieder stellte, war: Aus welchem Grund wird die heutige Erscheinung der Wohnung so wenig hinterfragt? In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hatten Architekten eine sehr klare Vorstellung, für wen sie bauten, und sie kontrollierten das gesamte Innenraumbild: Wände, Möblierung, Objekte und Bewohnende zugleich. Es herrschte ein vermeintlich selbstverständliches Wissen über die Bedürfnisse der Bewohner.

Vielleicht aus Rücksicht auf die ästhetische Autonomie der «unbekannten Bewohnerschaft» kümmerten sich Architekten danach kaum mehr um das Innenbild der Wohnung. Sie begannen, hauptsächlich mit den Elementen des Grundrisses und der Fassade über den Wohnungsbau nachzudenken. Und das Bild und die materielle Präsenz des Interieurs wurde der Popkultur, Einrichtungsmagazinen, TV-Shows und anderen Designbereichen übergeben. DM

Die 16. Internationale Architekturbieniale in Venedig dauert vom 26. Mai bis 25. November 2018. Der Schweizer Pavillon in den Giardini mit dem von Pro Helvetia gekürten Siegerprojekt «Svizzera 240» wird am 25. Mai um 14.30 Uhr offiziell eröffnet.